

Tony Gatliff „Exil“

*Redaktion Xinelescope, Radio X Frankfurt*

*von Michael Hack*

Frankreich und der Maghreb, das ist ein Thema, das im französischen Film häufig eine Rolle spielt. Es geht um die koloniale Vergangenheit, die eigene Schuld oder das Leben maghrebischer Emigranten in den Großstädten des Landes. Die Geschichte, die „Exils“ erzählt, ist dagegen ungewöhnlich. Regisseur Tony Gatliff dreht in seinem Werk den Spieß um und erhielt dafür 2004 in Cannes die silberne Palme für die beste Regie: Denn hier sind es zwei junge Franzosen, die nach Algier reisen wollen. Die beiden sind aber nicht einfach nur Franzosen, sondern zwei Personen, deren Lebensläufe mit Algerien verbunden sind: Zano, gespielt von Romain Duris, den man hierzulande zuletzt in dem ganz fürchterlichen Sequel von „Auberge Espagnol“ gesehen hat, ist ein Musiker, recht hip angezogen, mit Hut, Koteletten und Cowboystiefeln ausgestattet und Kind einer französischen Besitzerfamilie, einer guten allerdings. Denn sein Großvater, „ein guter Kerl“, wie er zum Schluss sagen wird, war Antikolonialist und musste dafür sein Leben lassen. Naima dagegen, gespielt von Lubna Azabal, bisher in Deutschland noch nicht im Kino zu sehen, ist als kleines Kind mit ihren Eltern von Algerien nach Frankreich emigriert und spricht auch gar kein Arabisch.

An einem Morgen steht Romain Duris nun, nackt, vor dem Fenster seines Pariser Hochhausappartements und schlägt seiner Freundin vor, man möge doch nach Algier fahren. Und so beginnt der bunte Folklore-Trip „back to the roots“. Damit ist die Geschichte auch schon fast erzählt, die beiden fahren mit leichtem Gepäck und unter freiem Himmel schlafend durch Europa, bis sie über Marokko nach Algier kommen. Dort finden sie ihre Wurzeln, oder besser gesagt Narben ihrer Identität.

Ganz ohne Vorläufer ist aber auch dieser Film nicht. Der Blick zurück weist den Weg zu einer wichtigen Fragestellung. Guy Gilles „Le Clair de Terre“ von 1970 erzählt von einer ganz ähnlichen Begebenheit und auch die Lebensläufe der beiden Regisseure sind einander sehr ähnlich. In gewisser Weise verhalten sie sich zueinander wie die der beiden Protagonisten Naima und Zano. Gilles, Franzose der leider schon 1996 verstarb, wurde wie der Regisseur von „Exils“, Gatlif, der Algerier ist, in den vierziger Jahren in Algier geboren. Und auch er schickt seinen jungen und schönen Protagonisten von Paris zurück auf die Suche nach der eigenen Vergangenheit. Nur wird bei Gilles die Frage nach den Bildern, die diese Erinnerung, ja diese Aneignung, konstituieren, explizit. Sein Paris, und das zeigt er gleich in der ersten Sequenz, ist das mythische Paris, in das eine Stadtführerin Zuschauer und Touristengruppen einführt. Und die Bilder des Maghreb, im Falle von Guy Gilles ist es Tunis, denn in Algerien konnte zu der damaligen Zeit nicht gedreht werden, sind bewusst touristische Bilder, Ausschnitte, Momente. Das sieht streckenweise ein wenig so aus wie ein - wenn auch sehr schöner - Diaabend, wie man ihn in jenen Tagen nach langen Reisen zu veranstalten pflegte und mit dem man die vergangene Reise wiederzubeleben trachtete. Um den Protagonisten herum flirren die Aufnahmen, meist Kamerafahrten, wohl proportioniert, kurz geschnitten und legen so offen, dass das, was sich dort angeeignet wird, Oberfläche bleibt, dass die Erinnerung, das Bild, das entsteht fragmentarisch, bruchstückhaft, zufällig bleibt und über ein höchst subjektives Verständnis der eigenen Geschichte nicht hinausgehen kann.

„Exils“ scheint sich diese Frage nicht zu stellen. Naima und Zano haben eine organischere Verbindung zu ihrer Reise. Sie ist gleichzeitig auch die Liebesgeschichte der beiden, eine sehr schöne noch dazu, in der auch die ganze Zeit gesprochen

wird vom Organischen, vom Liebe machen, von den Körpern. Und entsprechend funktioniert der Weg auch recht problemlos. Man trifft zwar in algerischen Emigranten, in Zigeunern andere soziale Realitäten, aber letzten Endes gehören sie doch zur Romantik der Reise im doppelten Wortsinne dazu. Die Episoden bleiben, mit der Ausnahme eines Seitensprungs, versöhnlich: Man macht Liebe beim Obsternten, man trinkt Champagner zu Naimas Geburtstag.

Letzten Endes zieht Europa an uns vorbei wie das Louisiana in Jim Jarmuschs „Down by Law“, dessen Protagonisten Tom Waits Romain Duris mit seinem Hut, seinem Wuschelhaar und seinem Unterlippenbärtchen auch fast zum Verwechseln ähnlich sieht – nur freilich hier von allen Ecken und Kanten befreit.

Schließlich aber kommt es doch zur doppelten Konfrontation mit der Vergangenheit: Naima muss sich ihren Wurzeln stellen, sich Rechenschaft ablegen über ihre Herkunft in Algerien, über das Unrecht das letzten Endes ihre Familie zwang, das Land zu verlassen. Vielleicht auch über die Ungerechtigkeit gegenüber ihrem Geburtsort, die darin liegt, dass sie ihm bislang ignorant, fremd gegenüberstand.

Zano dagegen findet die Wohnung, in der sein Großvater und seine Eltern einst lebten. Sie ist noch genauso eingerichtet, wie seine Familie sie verließ berichten die netten Menschen, die heute dort wohnen und ihn willkommen heißen. Sie zeigen ihm die Fotos, die sein Großvater von Algerien gemacht hatte. Und es sind diese kleinen schwarz-weißen Portraits der „Eingeborenen“, die uns zurückwerfen auf die Frage des Kolonialismus. Darauf, wie Kolonialisatoren sich einstmals die Fremde angeeignet hatten mit der Kamera, wie Fotografieren, später Filmen der „Wilden“ ein Herrschafts- und Unterdrückungsinstrument war.

Dieser Frage stellt sich der Film nicht. Er endet mit einer Sequenz einer Art rituellen Befreiungstanzes, bei dem Zano und vor allem Naima sich mit ihren algerischen Freunden in Ekstase

tanzen und in diesem Ritual sich gleichsam kathartisch reinigen. Die Art und Weise, in der dieses Ritual gezeigt wird, in der hier eine Verschmelzung der Kulturen suggeriert wird, kann jedoch das Gerüchlein des Postkartenkitsches nicht ganz ablegen. So dass konstatiert werden muss, dass das friedliche, versöhnliche Erleben, der Umgang der heutigen Generation mit dem kolonialen Erbe und allen seinen bitteren Konsequenzen und der Blick, der sich daraus im Kino artikuliert doch nicht ganz frei von den Klischees des Tourismus ist - auch wenn dieser Tourismus ein sanfter, ein Verständnis suchender ist, einer der fasziniert und menschlich auf die Welt zu blicken sucht. Dass schließlich unser unverkrampfter Umgang, der zumindest die Nähe einer Versöhnung suggeriert, etwas übersieht. Dies im Vollzug vorzuführen und dabei noch eine schöne Geschichte zu erzählen, ist Qualität und Problem von „Exils“ zur gleichen Zeit.